

JAPAN



2018



Durian Sukegawa: Die Insel der Freundschaft.
a.d. Japanischen von Luise Steggewentz. Du-
Mont 2017 · 348 S. · 20.00 · 978-3-8321-9861-
9 ★★★★★

Drei gleichermaßen ähnliche wie unterschiedliche Menschen treffen sich an Bord eines Fährschiffes: Ryosuke, der als Koch gearbeitet hat und nun eine neue Aufgabe sucht, Tachikawa, ein Schulabbrecher voller Komplexe, und Kaoru, eine junge Frau voller Piercings und Tattoos, die sich für einen Männerjob beworben hat, um Männern zu entgehen. Alle Drei sind auf dem Weg auf eine kleine südjapanische Insel, um dort bei Bauarbeiten für einen Regenwasserspeicher und eine Wasserleitung mitzuarbeiten. Sie kannten sich vorher nicht, und sie wissen

auch nichts von ihrer jeweiligen Vorgeschichte oder Motivation. Und schon bei ihrer Ankunft erleben sie Anfeindungen und Ärger mit den wenigen Einwohnern der Insel.

Die Gewöhnung an das karge Inselleben ohne Geschäfte, Ärzte oder Handyempfang fällt nicht leicht, die Arbeit, obwohl sie relativ rasch beendet ist, auch nicht. Und schon bei der Feier zur Fertigstellung bricht wieder offene Feindschaft aus, es kommt zur Schlägerei mit Verletzten und einem ruinierten Fest. Am besten würden alle drei möglichst schnell die Insel wieder verlassen, doch manches hat sich in der Zwischenzeit verändert: Ryosuke sucht eigentlich jemanden auf der Insel, von dem anfangs als „die Person“ gesprochen wird, dann als „der Mensch“, bis wir erfahren, dass es sich um einen Herrn Hashida handelt, der ein Freund seines durch Selbsttötung umgekommenen Vaters war. Und wir erfahren, dass Ryosuke selbst bereits einen Selbstmordversuch hinter sich hat.

Nichts deutet also darauf hin, dass der Titel in irgendeiner Weise passend wäre, bis hierhin. Doch Ryosuke will bei Herrn Hashida bleiben, um gemeinsam mit ihm zu schaffen, was seinerzeit ein Traum der beiden Männer geblieben war: Die Herstellung von hochwertigem Käse aus der Milch der Ziegen, die, zum Teil und gejagt, auf der Insel leben. Und die beiden anderen „Zivilisationsflüchtlinge“ wollen ihnen bei dieser Aufgabe helfen. Es beginnt eine kurze Zeit der Betriebsamkeit, der Hoffnung und tatsächlich einer wachsenden Freundschaft zwischen den vier Männern, die aber nur allzu rasch den negativen Bedingungen des Insellebens in Natur und Duldung durch die anderen Inselbewohner zum Opfer fällt. Neid, Eifersucht, Angst vor Veränderung und falsche Vorstellungen führen in immer engeren Windungen zu vielfachen Brüchen und Katastrophen. Am Ende führt ein Taifun zu einer Art Showdown, der die Karten neu und anders mischt.

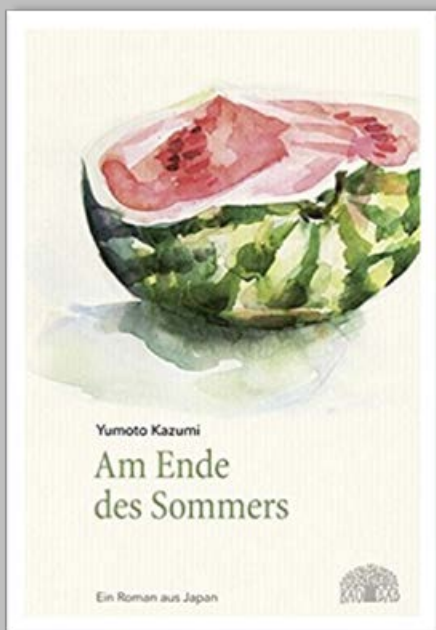
Wer unseren europäischen Literaturstil gewohnt ist (wo es ja auch durchaus Unterschiede gibt), der wird eine gewisse Zeit der Eingewöhnung in diesen Roman brauchen. Einerseits lässt sich



der Autor viel Zeit, Kleinigkeiten, atmosphärische Details oder Dialoge voller vorsichtiger Umschreibung zu schildern, ja, sie förmlich auszumalen. Das schafft starke, assoziative Bilder und Charaktereinblicke, bringt aber für längere Zeit wenig Schwung in die Handlung. Andererseits bleibt durch die Dichte der Denkanstöße manchmal wenig Zeit, einen Schritt aus der Mitte des Geschehens zurückzutreten, um das Gesamtbild zu erfassen. Doch mehr und mehr zieht der Strom unterschwelliger Gefühle und die wie spiralförmig wirkende Naturbeschreibung den Leser in einen hypnotischen Bann, den ich nicht häufig erlebt habe.

Vielleicht ist es eine japanische Kunstfertigkeit, Macht und Hintersinn von Naturphänomenen in kurzer Textform besonders eindringlich mit schicksalhaften Verflechtungen des Menschenlebens zu verknüpfen, auf jeden Fall gibt es immer wieder Momente der Atemnot beim Lesen, Augenblicke plötzlichen Erschreckens oder kriechender Angst. Das ähnelt niemals irgendwelchen Horror- oder Schockelementen, an der Oberfläche ist kaum mehr als eine Verwirbelung zu erkennen, und doch rühren solche Szenen an verborgene Saiten eines sonst ungenutzten Instrumentes. Es gelingt dem Buch erstaunlicherweise immer wieder, gleichzeitig vergessen zu lassen, dass wir nicht in der eigenen Heimat sind, und dabei höchst japanisch-authentisch zu wirken. Und wenn man überrascht feststellt, dass man am Ende der 348 Seiten angekommen ist, hat man zwar ganz nebenbei viel gelernt über unterschiedlichste Sachthemen, taucht aber dennoch erst mit einiger Mühe aus dem reißenden Strom unablässiger Anspannung auf, den man doch als sanftes Bächlein zu sehen meinte.

Schön, dass der Verlag sich auf ein solches Abenteuer eingelassen hat, schön, dass es der Übersetzerin so perfekt gelungen ist, leichtgängige Sprache mit der Melodie und Rhythmik Japans zu verknüpfen – und schön, wenn man ein solches Buch in der heutigen Veröffentlichungsmasse entdecken kann. [bernhard hubner]



Yumoto Kazumi: Am Ende des Sommers. Ein Roman aus Japan. a.d. Japanischen von Yoko Koyama & Peter Siebert. Baobab 2017 · 192 S. · 16.50 · ab 12 · 978-3-905804-82-9 ★★★★★(☆)

Der Sommer ist eine schöne wie vieldeutige Jahreszeit: Das Wetter ist oft sehr schön, die Kleidung dementsprechend leicht, man kann sich im Freien aufhalten und genießt Urlaub und Ferien. Gleichzeitig aber kann es Gewitter geben, die Hitze drückend und ungesund sein – und wenn der Sommer endet, beginnen nicht nur Herbst und Winter, sondern die Natur zieht sich auch zum Absterben zurück und die helle Zeit geht zu Ende. Welche Empfindungen überwiegen, hängt auch vom jeweiligen Land ab, in dem die Jahreszeiten erlebt werden, von spezifischen Witterungsbedingungen und Erfahrungen.

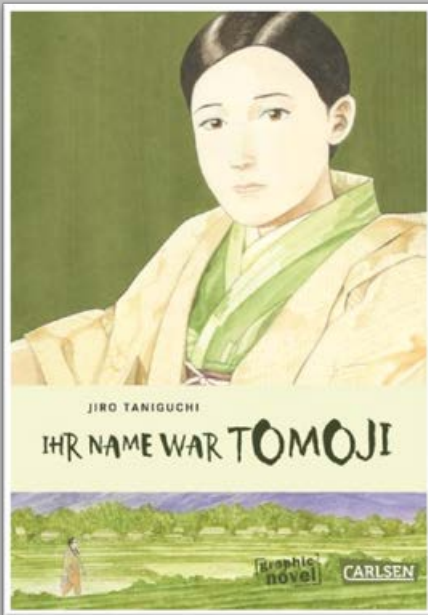


Der Sommer, von dem wir in diesem Buch lesen, ist zunächst eine heiße Jahreszeit, unterbrochen von einem Taifun, wie es für Japan, wo die Geschichte spielt, typisch ist. Es ist ein Sommer, an den die drei Protagonisten, Schüler der sechsten Klasse, wohl noch lange denken werden. Vom Charakter her, von der Mentalität (ein dicker Genussmensch, ein quirliger Hyperaktiver und ein Zielstrebig, der sein Ziel noch nicht kennt), aber auch von ihrer sozialen Herkunft sind sie höchst unterschiedlich. In einem sind sie allerdings gleich: Sie sind noch Kinder, was ihre Selbstständigkeit, ihre Lebenserfahrung und ihre Ängste angeht. Gerade die Ängste spielen die größte Rolle, als sie über die Erlebnisse des einen bei der Beerdigung seiner Großmutter sprechen: Wie ist das, wenn man stirbt, wie sehen Tote aus und was soll man sich unter dem Sterben überhaupt vorstellen? Da sie keine ausreichenden Antworten wissen, kommen sie auf eine seltsame Idee. Sie wollen einen alten Mann, der in ihrer Gegend wohnt, bis zu seinem sicher nahen Ende beobachten.

Aus einem Lausbubenspiel, das sie wie Hobbydetektive durchziehen, wird im Laufe der Zeit etwas Anderes, Neues. Denn der Alte, wirklich gebrechlich und todgeweiht wirkend, bemerkt ihr Spionieren, blafft sie zunächst deswegen an und gibt ihnen in der Folge kleine Aufträge, die zu einer erstaunlichen Zusammenarbeit führen. Während die drei Jungen nämlich Wäsche aufhängen, Unkraut jäten und anstreichen, blüht der alte Mann durch den Kontakt förmlich auf, wird lebhafter und freundet sich Stück für Stück mit ihnen an. Sie erfahren Episoden aus seinem Leben, lernen Neues kennen und werden sogar aktiv, um ihn wieder mit seiner Ex-Frau zusammenzubringen. Zwischen den ungewohnten Aktivitäten am Haus des alten Mannes, der Vorbereitung auf die Zulassungsprüfungen zur weiterführenden Schule und dem Alltag mit Freunden und Familie geraten die Jungen oft an ihre Grenzen. Doch sie wachsen an diesen Hürden und verlassen mit dem Sommer unmerklich ihre Kindheit, als der alte Mann letztlich doch stirbt, und sie erleben, dass aus einem „Untersuchungsobjekt“ ein Freund geworden ist.

Theoretisch könnte die Handlung, wie sie in dieser Zusammenfassung wirkt, sicher auch in unseren Breiten ähnlich möglich sein. Und doch hat es seinen Sinn, dass das Buch den ausdrücklichen Untertitel „Ein Roman aus Japan“ trägt. Denn die ausführliche und sehr anschauliche Beschreibung der Lebensumstände, die Vorstellungswelt der Kinder und die spezifische Art des Umgangs miteinander sind doch sehr intensiv geprägt von Einflüssen, die bei uns nicht in gleicher Weise existieren. Vielleicht nimmt diese Prägung im Laufe der Jahre ab, auch Japan bleibt nicht von einer auch kulturellen Globalisierung verschont und das Buch erschien bereits 1992, also vor 25 Jahren. Aber es ist faszinierend, der Gratwanderung zwischen vertraut und exotisch zu folgen und manches, das grundsätzlich auch bei uns ähnlich funktioniert, aus einem anderen Blickwinkel zu sehen. Hilfreich dazu sind vor allem die zahlreichen Erläuterungen, die als Fußnoten dem Text beigefügt wurden: Man muss sich nicht durch sie im Lesefluss unterbrechen lassen, aber sie helfen beim Verständnis besonders andersartiger Details.

Am Ende der Geschichte stellt man überrascht fest, wie viel man über den Umgang mit dem Sterben und Tod, über Freundschaft und gegenseitige Unterstützung gelernt hat. Manches, das beim ersten Lesen als schwer nachvollziehbar irritierte, erweist sich als besonders eindruckliche Verführung, gewohnte Denkpfade zu verlassen und neue Wege zu beschreiten. Eine meisterhafte Vermittlung universaler Werte im Gewand scheinbar fremdländischer Erzählung. [bernhard hubner]



Jiro Taniguchi: Ihr Name war Tomoji. a.d. Japanischen von John Schmitt-Weigand. Carlsen 2016 · 176 S. · 16,90 · ab 14 · 978-3-551-76104-0 ★★★★★

Tomoji Uchida gründete gemeinsam mit ihrem Ehemann im Jahr 1936 eine buddhistische Religionsgemeinschaft, die Shinnyo-En, die noch heute aktiv ist und weiterhin hohe Zuwachsraten verzeichnet. Im Interview am Ende seiner bei Carlsen auf Deutsch erschienenen Graphic Novel berichtet Jiro Taniguchi, dass seine Ehefrau bereits seit 30 Jahren den von Tomoji mitgegründeten buddhistischen Tempel in Tokyo besucht und dass auch er hin und wieder dort zu finden ist, weswegen er schließlich von den Betreibern gebeten wurde, einen Manga für ihre Vierteljahresschrift zu zeichnen.

Er entschloss sich, den Manga als Erzählung über die Jugendjahre dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit zu gestalten, statt sich auf die eigentliche Religionsgründung zu konzentrieren – herausgekommen ist dabei das sensible Porträt einer heranwachsenden jungen Frau in *Ihr Name war Tomoji*.

Die Geschichte beginnt im ländlichen Japan mit der dreizehnjährigen Tomoji, die nur knapp die erste Begegnung mit ihrem späteren Ehemann, dem damals neunzehnjährigen Fumiaki Ito, verpasst. Fumiaki ist zu Besuch bei Tomojis Großmutter, die die Schwester seiner eigenen Großmutter ist. Er fotografiert die Großmutter und soll eigentlich auch von Tomoji ein Foto machen, doch die bringt die verirrte Nachbarskuh nach Hause und verspätet sich deswegen. Fumiaki und Tomoji gehen aneinander vorbei, treffen sich jedoch nicht, obwohl Tomoji Fumiaki kurz sieht und beide demselben Falken hinterher blicken.

Nach dieser schicksalhaften Beinahe-Begegnung springt die Erzählung zurück zu Tomojis Geburt im Jahr 45 der Ära Meiji beziehungsweise im Jahr 1912 nach westlicher Zeitrechnung. Taniguchi berichtet von ihrer glücklichen Kindheit, vom ersten Familienporträt im Atelier eines Photographen im 20 Kilometer entfernten Nirasaki und von der Geburt der jüngeren Schwester Masaji. Kurz darauf beginnt sich das Schicksal der Uchida-Familie jedoch zu wenden und Tomoji muss damit zurechtkommen, dass ihr Vater stirbt und ihre Mutter daraufhin aus Trauer die Familie verlässt. Trotzdem gibt das junge Mädchen nicht auf und wächst zu einer selbständigen, tapferen jungen Frau heran. Obwohl sie schon früh im Laden der Familie mitarbeiten muss, kommt auch ihre Bildung nicht zu kurz, denn im Gegensatz zum Bruder darf sie nach der Grundschule auch die weiterführende Schule besuchen – auch wenn diese natürlich nicht mit einer modernen Schule zu vergleichen ist, denn bereits mit vierzehn Jahren hat sie sie beendet und arbeitet als vollwertiges Mitglied der Familie in Laden und Haushalt mit.

Ihr Name war Tomoji zeichnet sich nicht durch außergewöhnliche Ereignisse aus, sondern vielmehr durch die außergewöhnliche Darstellung des schlichten Lebens einer jungen Frau im ländlichen Japan, die schließlich Erstaunliches leistet. Taniguchi selbst spricht von der Herausforde-

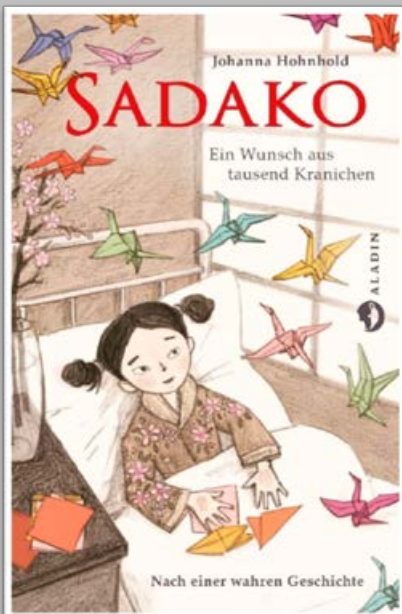


rung, die Entwicklung der Hauptfigur darzustellen, „wie sie ihre Identität entwickelt, ihren Gestus, wie beides sich im Laufe der Jahre festigt und verstärkt, während ihr Körper sich entwickelt und verändert“ (S. 179).

Taniguchis Zeichenstil sticht besonders durch seine detaillierten und realitätsnahen Hintergründe hervor, aber auch die Darstellung der Figuren zeugt von seinem feinen Strich und seiner Beobachtungsgabe. Klare Linien sowie die durch Rasterfolien hergestellten in Schwarz- und Grautönen gehaltenen Flächen, die besonders für die Umgebung, aber auch für gelegentliche Schattenwürfe verwendet werden, dominieren das Gesamtbild. Jedes Kapitel aber beginnt mit einer farbigen Illustration, oft gefolgt von einigen Seiten in Farbe, die durch die sanften Pastelltöne ein Gefühl von Ruhe vermitteln.

Im Anschluss an den Manga folgt eine Kurzbiographie Tomojis sowie ein Interview mit dem Zeichner Jiro Taniguchi, das einen Einblick in das Schaffen Taniguchis bietet und die historische Recherche, die für die Erzählung nötig war, betont und auch hervorhebt, dass Tomojis Lebensgeschichte nicht nur die Geschichte Tomoji Uchidas erzählt, sondern auch der vieler anderer Frauen zur selben Zeit in Japan ähnelt.

Ihr Name war Tomoji bringt den Leser in eine Welt, die ihm völlig fremd sein könnte – das ländliche Japan einer längst vergangenen Ära –, die ihm aber durch Taniguchis sensible und menschliche Darstellung sehr nahe kommt. Die schöne Graphic Novel zeigt deutlich, dass Comic-Kunst aus Japan nicht nur mit simpler Unterhaltung für Kinder und Jugendliche gleichzusetzen ist. Sehr zu empfehlen, auch für Leser, die mit Mangas und anderen Comics üblicherweise nichts anfangen können. [bettina burger]



Johanna Hohnhold: Sadako. Ein Wunsch aus tausend Kranichen. Ill. von Gerda Raidt. Aladin 2017 · 144 S. · 11.95 · ab 10 · 978-3-8489-2099-0 ★★★★★

73 Jahre ist es her, dass der Zweite Weltkrieg endete, im Mai in Europa, im August des gleichen Jahres auch in Asien mit der Kapitulation Japans. Vorausgegangen war am 6. August 1945 der Abwurf der Atombombe auf die Stadt Hiroshima, gefolgt von einem zweiten Abwurf auf Nagasaki. Allein in Hiroshima forderten die Explosion und die nachfolgende Strahlung bis heute knapp 300.000 Opfer, es blieb bis heute glücklicherweise die einzige Anwendung dieser furchtbaren Waffe.

Vor diesem Hintergrund spielt die Geschichte dieses Buches – und es fällt mir sehr schwer, in diesem Zusammenhang das Wort „spielt“ zu verwenden. Es beginnt im



Jahre 1954, als das 12-jährige Mädchen Sadako Sasaki für die 4x100-Meter-Staffel eines Sportwettkampfes japanischer Schulen ausgewählt wird. Es ist eine große Ehre, die eigene Schule vertreten zu dürfen, doch hat sie auch Angst vor der Verantwortung. Sadako lebt in Hiroshima, sie hat den Atombombenabwurf mit dem Großteil ihrer Familie überlebt, nur ihre Großmutter kam ums Leben. Zum neunten Jahrestag der Katastrophe findet im Friedenspark der Stadt jährlich eine Gedenkfeier statt, bei der Blumen für die Opfer niedergelegt werden.

Im Januar 1955 startet Sadako ihr Rennen, und obwohl ihre Mitläuferinnen nur mäßig erfolgreich sind, gewinnt sie den Staffellauf für ihre Schule. Völlig erschöpft bricht sie im Ziel zusammen, doch im Krankenhaus erfährt sie, dass es nicht nur Verausgabung ihrer Kräfte war, die sie zusammenbrechen ließ. Als Spätfolge der Strahlenbelastung ist sie, wie viele andere auch, an Leukämie erkrankt. Monate im Krankenhaus folgen, die Familie steht der Erkrankung recht hilflos gegenüber, kann sich noch dazu die Behandlung kaum leisten. Doch Sadakos beste Freundin hat eine Idee: Einer alten Legende folgend bringt sie Sadako Papier ins Krankenhaus und lehrt sie, mit der Origamitechnik Kraniche zu falten. Man sagt nämlich, dass einen Wunsch frei hat, wer tausend solche Kraniche gefaltet hat. Und Sadako macht sich ans Werk.

Anfangs scheint es, dass die Behandlung anschlägt, es geht ihr besser, und sie schafft 721 Kraniche zu falten, bevor sie am 25. Oktober 1955 doch stirbt.

Doch ihre Freunde und ihre Schule lassen das Falten dieser Papierkraniche zu einer weltweiten Aktion für den Frieden und gegen Atomwaffen werden, die bis heute Kinder und Jugendliche aus der ganzen Welt vereint, die ihre Kranich-Ketten nach Hiroshima schicken, wo sie als Zeugnis des gemeinsamen Friedenswillens gesammelt und aufbewahrt werden. Dies ist zunächst der Inhalt dieses Buches, das neben Sadakos Geschichte historische Details, Informationen über die Aktion und vor allem die Faltanleitung für den Kranich enthält.

Dabei ist die Geschichte nach 117 Seiten zu Ende, doch in diesen wenigen Seiten entfaltet sie eine überraschende, stille Kraft. Johanna Hohnhold gelingt es, in wenigen Sätzen ganze Panoramen entstehen zu lassen. Sie ermöglicht Einblicke in die historischen Ereignisse, erschafft die Atmosphäre der japanischen Gesellschaft in den ersten Nachkriegsjahren, die noch viel weiter als heute vom westlich-europäischen Lebensstil und Denken entfernt ist. Und sie lässt den Leser zutiefst ergriffen sein vom Schicksal des Mädchens Sadako, das beispielhaft für viele Opfer von Kriegen, besonders aber von jenem Strahlungsangriff steht. Man freut sich mit ihr, leidet mit ihr, hofft mit ihr und fühlt nahezu körperlich das Schwinden der Lebenskraft. Unterstützt wird die bildhafte Sprache durch die sanften Bleistiftzeichnungen der Illustrationen, die vor allem japanische Details in Frisuren und Kleidung, aber auch die wiederkehrenden Kranichfiguren anschaulich machen.

Zwei Reaktionen sind symptomatisch für diese Geschichte: Man empfindet Wut und Trauer über das – in Wahrheit unsinnige – Leiden und Sterben dieser vielen Menschen und möchte an der Ächtung solcher Taten teilnehmen und für den Frieden kämpfen. Dies umso mehr, als in unseren Tagen vermehrt wieder die Gefahr atomarer Auseinandersetzungen greifbar erscheint. Und man möchte sich in die lange Reihe der motivierten Kranich-Falter einreihen, die ein scheues, aber wirkmächtiges Zeichen der Solidarität setzen. Was steht dem entgegen? Nichts. Die Anleitung ist nachvollziehbar im Buch zu finden, die Adresse ebenfalls. Ans Werk! [bernhard hubner]



Durian Sukegawa: Kirschblüten und rote Bohnen. a.d. Japanischen von Ursula Gräfe. Dumont 2016 · 222 Seiten · 18,00 · 978-3-8321-9812-1

★★★★★

Kirschblüten verbindet man sofort mit Japan, rote Bohnen nicht unbedingt. Und noch erstaunter ist man wohl, wenn man erfährt, dass aus roten Bohnen eine typisch japanische Süßspeise hergestellt wird. „An“ heißt diese aus roten Adzukibohnen und Zucker gekochte Paste, und genauso heißt auch das Buch im Original. Mit dieser Paste werden kleine, „gongförmige“ Pfannkuchen gefüllt, die Dorayaki heißen. Die sind in Japan offenbar sehr beliebt, denn der Schnellimbiss, in dem Sentaro arbeitet, verkauft ausschließlich solche Dorayakis. Sentaro backt sie selber, aber „An“ kauft er in großen Kanistern – billiges, nicht besonders wohlschmeckendes Mus. Dieser ganze Job ist nur eine Notlösung und macht Sentaro alles andere als Freude. Aber er ist vorbestraft, hat Schulden abzubezahlen, er trinkt zu viel und seinen Traum, Schriftsteller zu werden, hat er längst begraben.

Eines Tages bietet eine alte Frau ihre Dienste an. Sentaro könnte zwar gut eine Aushilfe gebrauchen, aber diese alte, hutzelige Frau mit den krallenartigen Händen will er nicht einstellen. Erst als sie ihm ihre selbstgemachte An probieren lässt und er feststellt, was für einen Unterschied das ausmacht, akzeptiert er sie. Dazu kommt noch, dass Tokue nur einen Spottlohn verlangt. Sie weiht ihn ein in die kunstvolle Herstellung von An; man glaubt ja gar nicht, was man dabei alles falsch machen kann.

Der bislang nicht besonders gut frequentierte Imbiss floriert plötzlich, es spricht sich schnell herum, dass die Dorayakis plötzlich viel besser schmecken. Und nicht nur die Schulkinder kommen, eine davon ist Wakana, die häusliche Probleme hat und unbedingt jemanden braucht, mit dem sie reden kann. Der Erfolg ist aber nur von kurzer Dauer, denn es spricht sich auch bald herum, dass Tokue Lepra gehabt hat und in dem ehemaligen Sanatorium wohnt, in dem sie auch nach der Heilung vor etlichen Jahren geblieben ist, wie auch die anderen Patienten.

Nach und nach erfährt Sentaro und damit auch der Leser etwas über das Schicksal dieser besonderen Frau und auch der anderen einstigen Leprakranken. Angst und Berührungsscheu sind bei den Japanern geblieben; die ehemaligen Leprakranken – ob besonders entstellt oder nicht – bleiben isoliert und wurden sogar von ihren Familien verstoßen. Obwohl Sentaro zu Tokue hält – sie hat ihn schließlich aus seiner Lethargie gerüttelt und in ihm Interesse, Ehrgeiz und Freude geweckt –, muss Tokue gehen. Aber er und Wakana versuchen, mit ihr in Verbindung zu bleiben.

Das Ende bleibt offen, aber man darf hoffen, dass sowohl Sentaro als auch Wakana so viel von Tokue gelernt haben, dass sie ihr Leben nun in den Griff bekommen. Nämlich dass man in jeder Situation Mensch bleiben kann, dass Scheitern nicht unumkehrbar sein muss und es nichts Wichtigeres gibt als Freundschaft.



Das ist ein sehr berührendes Buch über die sogenannten „kleinen Dinge“, über das man noch lange nachdenkt. Und das viele Themen anschlägt: Lepra, das alte und das moderne Japan, die japanische Küche und Lebensart, Scheitern, Familie... Dabei ist das Buch keineswegs damit überfrachtet, sondern die Themen fließen mit Leichtigkeit ineinander.

Es ist auch ein Buch, das man gerne zur Hand nimmt, kleinformatig, mit einem schönen Leinen- einband und Lesebändchen. Ich habe lange überlegt, woran man an den drei Gestalten – Sentaro, Wakana und Tokue von hinten und der Größe nach – auf dem Titelbild erkennt, dass es sich um Japaner handeln muss. Sehr gut gelungen und typisch für den kleinen Roman, in dem man auch vieles, was nicht ausdrücklich gesagt wird, wahrnehmen kann. [jutta seehafer]



Ando Mikie: Der Mond zu Gast. a.d. Japanischen von Koyama Yoko & Peter Siebert . Ill. von Shimowada Sachiyo. Baobab 2011 · 104 Seiten · 16,50 · ab 8 ★★★★★

Das vorliegende kleine Buch stammt aus Japan und wurde von Ando Mikie als Kinderbuch verfasst. Es ist von ihren vielen Büchern das erste in deutscher Übersetzung. **Der Mond zu Gast** ist ein kurzer Buchtitel, der japanische lautet wesentlich länger: „Atama no uchidokoro ga warukanta kuma no hanashi“. Die kindlich anmutenden Zeichnungen im Buch stammen von der Japanerin Shimowada Sachiyo, einer in Japan bekannten Illustratorin.

Zum Verständnis der für uns oftmals fremdländischen Denk- und Erzählweise, sind Beispiele angebracht. Sie erhellen, was erzählt wird und wie erzählt wird, eine Erzählweise, die, wenn man sich in den Text hineinliest, faszinierend wirkt. Für den deutschsprachigen Leser ist dabei die einfühlsame Übersetzung durch Peter Siebert, unterstützt von Koyama Yoko, eine Hilfe, sich mit dieser fernöstlichen Literatur vertraut zu machen.

Zum Inhalt dieses ungewöhnlichen Buches: Nicht ganz neu ist, dass Tiere sprechen können. In vielen Tiergeschichten, auch im deutschen Sprachraum, benehmen sich Tiere in Kleidung und Gehabe wie Menschen. Was im vorliegenden Buch jedoch beeindruckend ist, ist dass die Tiere so denken und sprechen, wie es ihnen ihre biologische Eigenart eingibt. Je nach eigenem Empfinden und eigenem Körperbau kommt es da zu paradoxen Äußerungen, etwa, wenn eine Biene mit einer Schildkröte spricht oder ein Bär mit einer Raupe. Jedes der vier in der ersten Geschichte vorgestellten Tiere reagiert seiner Art entsprechend, hat eine andere Auffassung von dem, was ihm sein Gegenüber gerade sagt. Das führt im Anfang untereinander zur Verwirrung, die dann aber, bei allen körperlichen Unterschieden, zu einer intensiven Freundschaft führt.



Das, was passiert, mutet oftmals sehr skurril an, etwa, wenn eine Schlange von einem Tiger umgestülpt wird, um das, was die Schlange an Schädlichem hinuntergeschlungen hat, wieder aus ihr herauszubekommen. Solche „Hilfsdienste“ werden von den unterschiedlichsten Tieren für einander vorgenommen, und wenn es dabei nicht immer zu Freundschaften kommt, so ist doch das Verständnis für einander geweckt.

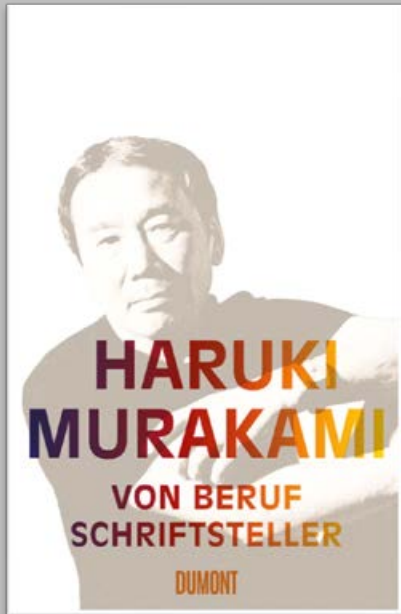
So wie die Geschichten erzählt werden, ist es in allen dieser sieben kleinen Erzählungen, ohne große Bedeutung, ob Sprechen und Verhalten der Tiere mit ihrer biologischen Art übereinstimmen. Sie werden einfach durch ihre Weise, zu sprechen und zu handeln, charakterisiert, wobei ein anfängliches „Ich fress dich“ zu einer festen Freundschaft unterschiedlichster Tiere wird. Man kann auch als Kind aus diesem Verhalten die Quintessenz herauslesen, dass auch im menschlichen Leben Feindschaft zu Freundschaft werden kann ...

Da ist die Rede von Begegnung, Annäherung, Freundschaft. Auf der Suche nach einem Freund in der Nacht, wo alle Tiere schlafen, lädt ein Bär den Mond in seine Höhle ein, wie es die Titelseite erzählt, bewirbt ihn und gewinnt ihn als Partner, der ihn fortan Nacht für Nacht begleitet. „Vielleicht sind wir Geschwister“, sagte der Mond. Da schließt in der Geschichte „Der König im Teich“ eine Kaulquappe mit einer Libellenlarve Freundschaft und beide wundern sich nach Monaten, als sie sich wieder treffen, dass bei beiden sich die Gestalt völlig verändert hat, ihre Freundschaft aber geblieben ist.

Alle Tiere in den einzelnen Geschichten sind um ein freundschaftliches Miteinander bemüht, auch wenn sie artmäßig überhaupt nicht zu einander passen. Selbst in Extremsituationen, wie im Buch im Kapitel „Guten Appetit!“ geschildert, wo ein Tier das andere frisst, der Tiger den Fuchs, der Fuchs den Hahn, der Hahn die Eidechse, die Eidechse die Spinne und die Spinne die Fliege, bekunden alle Gefressenen, sie fühlten sich jetzt eins mit dem, der sie gefressen hat.

Es ist eine eigene Sicht auf das Leben, die da aus Japan von Ando Mikie geprägt zu uns nach Deutschland kommt. Ob Bär und Raupe, Biene und Schildkröte, sie alle sind Lebewesen dieser Erde, sind Teilhaber eines gemeinsamen Lebens, das ein Miteinander erfordert, kein Nebeneinander, kein Gegeneinander.

So wie es im Verlagstext heißt, „sprechen diese kostbaren sieben Geschichten aus Japan die großen Fragen des Lebens an: Wer bin ich? Was ist Freundschaft? Was ist Glück?“ Diese philosophischen Fragen sind nicht nur auf fernöstliches Leben beschränkt, sondern betreffen jeden. Doch solche Fragen stehen im Hintergrund, im Vordergrund sind die sieben Geschichten ein Lesevergnügen, „zum Lesen, Vorlesen und Wiederlesen“. [rudolf van nahl]



Haruki Murakami: Von Beruf Schriftsteller. Essays. a.d. Japanischen von Ursula Gräfe. Dumont 2016 · 234 S. · 23.00 · 978-3-8321-9843-5
★★★★★

Er ist schon lange im Gespräch. Viele haben in diesem Jahr wohl damit gerechnet, dass Haruki Murakami den Nobelpreis bekäme. Offensichtlich auch der Dumont Verlag, denn dieses Buch war nicht in der offiziellen Herbstvorschau angekündigt. Es ist außer der Reihe mit einem Sonderprospekt erschienen. Murakami sieht das sicher ganz gelassen. Über Literaturpreise schreibt er (S. 52): „Das wichtigste für mich sind meine Leser. Alle Preise, Ehrungen und guten Kritiken haben für mich verglichen mit den Lesern, die von ihrem Geld meine Bücher kaufen, keine substantielle Bedeutung.“

Man glaubt ihm das nicht so recht, wie er selber auch sagt, denn schließlich ist er Schriftsteller geworden bzw. geblieben, weil sein erstes Buch gleich einen Preis bekommen hat. Vielleicht denkt er auch wie Raymond Chandler, den er zitiert (S. 51): „Will ich ein großer Schriftsteller sein? Will ich den Nobelpreis für Literatur bekommen? Nicht, wenn ich mich sehr anstrengen müsste. Sie geben den Nobelpreis zu vielen zweitklassigen Autoren, als dass ich mir etwas daraus machen würde. Außerdem müsste ich nach Schweden reisen, mich fein machen und eine Rede halten. Ist der Nobelpreis das alles wert? Nein, verdammt.“ So denkt vermutlich auch Bob Dylan, den Murakami übrigens schätzt. Er schreibt einen wohlwollenden, langen Absatz über ihn. (S. 68)

Wir Leser und Murakami-Fans können uns freuen, haben wir doch hier ein Buch, in dem er auch ein wenig über sein Leben erzählt. Ja, Schriftsteller zu werden, kam ihm erst einmal gar nicht in den Sinn. Nach dem Studium hat er mit seiner Frau eine Bar betrieben. Nach einigen Jahren waren sie damit relativ erfolgreich. Doch damit ist er mit seinen autobiographischen Bekenntnissen schon fast am Ende. Manch einer wüsste gerne, ob er noch mit seiner Frau zusammen ist. Oder hat er eine neue? Oder lebt er wie ein Einsiedler und schreibt ein Buch nach dem anderen?

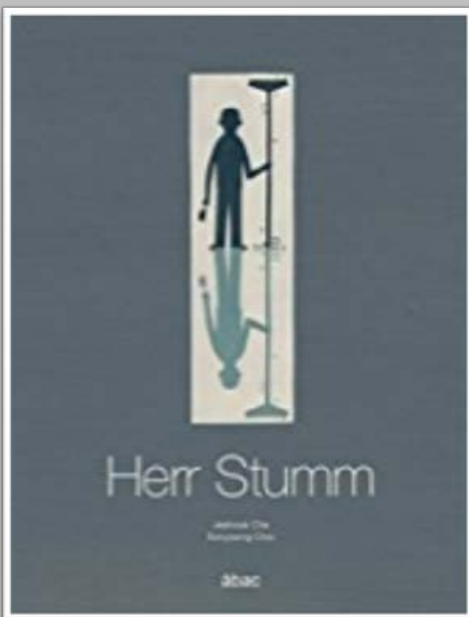
Murakami schreibt einiges über seinen Stil, über Originalität und Stil im Allgemeinen. Er empfiehlt allen, die auch Romane schreiben wollen, immer gut die Menschen, die Welt um sie herum zu beobachten und ein Archiv von Beobachtungen anzulegen. Nicht schriftlich! Alles im Kopf memorieren, wie er es macht. So wird dieses Buch auch zu einer Art Anleitung für junge Schriftsteller. Doch Vorsicht! So einfach ist es dann doch nicht. Das Wort Magie taucht relativ häufig auf. Etwa so (S. 93f.): Sie müssen „ping! – die Magie einschalten. ... Das ist der wunderbare Umstand, dass Sie Magie anwenden können. (Richtig, dass Sie einen Roman schreiben können, bedeutet, Sie können in Kontakt zu Lebewesen auf einem anderen Stern treten. Glauben Sie mir!)“

Wer kann das schon? Auch bei den folgenden Sätzen ist man bereit, Murakami zu bewundern, aber an sich selbst zu zweifeln (S. 181f.):



„Die Charaktere in meinen Romanen drängen und ermutigen mich zu Dingen, die über das, was mir bewusst ist, hinauszugehen, und geben mir Anstöße. Bei 1Q84 spürte ich das ganz intensiv, wenn ich an den Episoden mit Aomame arbeitete. Es war als würde sie mich mit Gewalt voranschieben. Rückblickend ist es häufiger vorgekommen, dass ich von weiblichen Figuren gelenkt und angespornt wurde als von männlichen. Warum weiß ich nicht. Was ich sagen will, ist, dass ein Autor, wenn er einen Roman schafft, von diesem gleichsam selbst erschaffen wird.“

Man erinnere sich: 1Q84 ist ein zweibändiger Roman von über 1500 Seiten! Alles ganz einfach? Gewiss nicht. Doch alle, die nicht selber schreiben wollen, haben hier ein Buch, das man mit Genuss liest. Ganz gelassen, ab und zu mit leichter Ironie, schreibt Murakami über sich, über seine Arbeit, über Kritiker, über das Verhältnis zwischen Autor und Leser und einiges mehr. Und mit einem quasi lächelnden Understatement (S. 232): „Im Grunde bin ich ein völlig normaler Mensch. Sicher verfüge ich von Natur aus über ein gewisses Talent zum Schreiben (andernfalls hätte ich mich nie so lange als Schriftsteller halten können). Aber abgesehen davon bin und bleibe ich in jeder Hinsicht ein ganz normaler Mensch.“ [franz joachim schultz]



Jeahouk Cha & Eunyoung Choi: Herr Stumm.
àbac 2017 · 36 S. · 14.95 · ab 4 · 978-8-4947
-0402-4 ★★★★★

Das waren noch Zeiten, als unsere Umwelt rein, klar und still war! Wir schwärmen oft von diesen bukolischen Zuständen, doch wann soll das eigentlich gewesen sein? In der grauen Vorzeit, bevor menschliches Leben die Erde bevölkerte, waberten giftige vulkanische Dämpfe durch die atmosphärischen Nebel, später erst entstand Sauerstoff, der einen großen Teil des damaligen Lebens vergiftete. Vom Altertum bis in die Neuzeit gab es weder Kanalisation noch Müllabfuhr, von sauber oder gar rein war keine Rede, doch die Zahl der Menschen war auch noch recht klein. Dann begann die Industrialisierung, der Rauch von Dampfmaschinen mischte sich mit den giftigen Abwässern der Fabriken, noch in den 1960er Jahren lohnte sich im Ruhrgebiet das Wäschetrocknen kaum und Fische aus dem Rhein waren ungenießbar (ich kann mich gut erinnern). Doch meist beklagten sich nur Wenige über den Dreck, galten rauchende Schlote und stinkende Fabriken doch als Garanten wirtschaftlichen Aufschwungs.

Erst seit einigen Jahren wird uns mehr und mehr bewusst, dass die Verschmutzung von Luft und Wasser, die Vergiftung von Böden und das Übermaß an Abfällen in den Meeren nicht nur ungesund und lebensgefährlich, sondern auch störend und vermeidbar sind. Und ein neuer Begriff kam auf: Die akustische Umweltverschmutzung, die ständig zunehmende Belastung durch Geräusche und Krach in einer immer dichter bevölkerten Welt. Um sie geht es letztlich in diesem Buch – und um den Versuch, ihrer Herr zu werden.



Der ihrer „Herr“ werden soll, ist „Herr Stumm“, der Titel-„Held“ der Geschichte, die uns ganz ohne Worte erzählt wird. Wir sehen auf plakativ vereinfachten Bildern in stumpfen, kühlen Farben ganz alltägliche Situationen: Menschen unterhalten sich, machen Geräusche, man sieht (!) Schritte, Klirren, Motorenlärm. Wie man so etwas sehen kann? Nun, den Autoren ist ein Trick gelungen, den wir alle eigentlich kennen, spätestens aus Comics: Auch Geräusche lassen sich in Wörter, also Buchstabenkombinationen, umsetzen. In Comics sind das meistens lautmalerische Kurzworte wie „klirr!“, „rumms!“, „zack!“ oder ähnliche, hier entstehen ganze Soundkaskaden aus willkürlichen Buchstabenfluten, da man ja selten nur ein einzelnes Geräusch hört. Als Folge davon „ertrinken“ viele Personen in Buchstabenfontänen, die sie selbst produzieren und die sie allmählich unter sich begraben. Manchmal kommen gezeichnete Symbole wie stilisierte Schuhsohlen als Ausdruck von Schritten oder Fantasiezeichen für schnurrende Katzen oder knurrende Hunde dazu, selbst Haie im Wasser sind nicht völlig lautlos.

Auf den ersten Blick irritiert diese Symbolik, sind wir es doch nicht gewöhnt, akustische Reize als visuelle Bilder wahrzunehmen. Doch mehr und mehr erschließt sich, wie im Wortsinn „sprechend“ diese Darstellungsweise ist. Natürlich haben wir noch nie erlebt, dass unser Gegenüber hinter einem Wortschwall nicht mehr zu sehen war, das Gefühl, mit Worten oder Lärm „zugefüllt“ zu werden kennen wir aber wohl alle. Doch wenn wir den Hilferuf nach einem Ende der Lärmüberflutung eben verstanden haben und uns gerade fragen, wer uns davon befreien sollte, taucht im Hintergrund der Bilder eine Art Straßenkehrer auf, in blauer Uniform mit einer Warnweste, auf der wir seinen Namen, „STUMM“, erkennen können. Und der fegt mit seinem Besen unermüdlich und hingebungsvoll all den Buchstabenunrat zusammen, entsorgt das sinnlose Gebrabbel, das uns den Tag über einhüllte und macht die Welt frei für einen neuen, sicher wieder geräuschvollen Tag. Er ist dabei der Einzige, der selbst keinerlei „Buchstabensalat“ produziert, vielleicht weil er selbst wirklich stumm ist, vielleicht auch nur, weil er als Einziger den akustischen Müll als solchen erkannt hat.

Es gibt bis zum Ende des Buches weder eine ausdrückliche Erläuterung des Gesehenen noch eine Handlungsanweisung, welche Konsequenz der Leser/Betrachter aus der Geschichte ziehen soll. Auch das Buch selbst bleibt dazu also stumm. Doch braucht jemand dazu eine Erklärung? Ist es nicht längst schon überdeutlich, dass eine Inflation von Unterhaltung, Lärm, ständig dudelnder Musikuntermalung nichts mehr mit so wichtigen Dingen wie Kommunikation, dem Lauschen auf zwitschernde Vögel oder dem Genuss von Musik zu tun hat? Unser Hörnerv uns zeigt, dass ihn manchmal das Hören nervt? Dass wir uns selbst mutwillig akustisch überfüttern, gar nicht mehr zuhören können und wollen, sondern alles mit einem Geräuschbrei zukleistern? Und da es Herrn Stumm und seine segensreiche Tätigkeit nicht wirklich gibt, ist es an uns selbst, Phasen der Stille, der Einkehr und des aktiven Hörens zu schaffen und uns dabei zu erholen. Manche beklagen vermehrte Sprachlosigkeit in zwischenmenschlichen Beziehungen – vielleicht sind manche es leid, ständig gegen das „Rosa Rauschen“ sinnloser Wörterfluten anzukämpfen? Viel Stoff zu selbstkritischer Betrachtung und stillem Nachdenken also, zu finden in einem ruhigen schönen Buch. [bernhard hubner]



Kan Takahama: Die letzte Reise der Schmetterlinge. a.d. Japanischen von Nadja Stutterheim. Carlsen 2017 · 160 S. · 14.90 · ab 14 · 978-3-551-74418-0 ★★★★★

Kan Takahamas *Die letzte Reise der Schmetterlinge* spielt gegen Ende der Edo-Zeit, die in Japan von 1603 bis 1868 dauerte und während der auch die endgültige Öffnung des Landes für Beziehungen mit dem Westen stattfand – nur auf der Nagasaki vorgelagerten künstlichen Insel Dejima waren bis dato westliche Handlungsreisende erlaubt.

Nagasakis Freudenviertel ist auch die Heimat der Kurtisane Kicho, die durch ihre Schönheit und Eleganz einen legendären Ruf auf der Insel Kyushu genießt. In einem edlen Bordell verkauft sie ihren Körper an jeden, der genug Geld hat, obwohl sie durch ihren Ruf eigentlich wählerisch sein könnte. Selbst nach Dejima reist sie ohne Zögern, um dort auch Ausländer zu bedienen, obwohl sie dafür von Freiern und anderen Kurtisanen kritisiert wird. Eine besonders enge Beziehung scheint sie mit dem europäischen Doktor Thorn zu führen, der ihr einen Obi mit europäischen Motiven schenkt und offensichtlich in sie verliebt ist. Außerdem schenkt er ihr nahrhaftes europäisches Essen für ihren kranken Bruder – und als er den schwerkranken Mann, den er für Kichos Bruder hält, auch als Patient bei sich hat, bietet er dem Sohn Kenzo an, an seiner Lehranstalt Medizin zu studieren. Wie Kicho, Kenzo, Kenzos Vater und der europäische Arzt wirklich miteinander zusammenhängen, zeigt sich erst im Laufe der Geschichte, denn erst am Ende werden alle Fragen geklärt – trotzdem ist **Die letzte Reise der Schmetterlinge** keineswegs verwirrend. Im Gegenteil, die Art und Weise, wie die Geschichte erzählt wird, lässt die verwobene und komplexe Lebensgeschichte Kichos umso spannender wirken.

Auch Takahamas Kunst sorgt dafür, dass der Manga eine ganz besondere Leseerfahrung bietet. Im Gegensatz zu vielen anderen Beispielen aus dem Manga-Genre ist die Umrandung der einzelnen Panels nicht weiß, sondern ganz in schwarz gehalten, was für eine eher düstere Atmosphäre sorgt, die zu der Geschichte, in der es sich ja um Liebe, Leiden und Tod dreht, hervorragend passt. Takahamas Linien und Schattierungen wirken außerdem zum Teil weicher als man es von vielen Mangas gewöhnt ist. In ungefähr der Mitte des Mangas wird die übliche Grisaille durch drei Farbseiten aufgebrochen – in japanischen Comics nicht unüblich, doch auch hier zeigt sich Takahamas generell weicherer Stil, denn die Farben sind nicht grell, sondern warm und mit sehr feinen Schattierungen.

Die sorgfältig recherchierten Hintergründe und die historische Kleidung der Figuren, die alle sehr realistisch dargestellt sind, sorgen dafür, dass die Vergangenheit durch den Manga beinahe lebendig wird. Takahamas Charaktere zeichnen sich ebenfalls durch Realismus und Lebendigkeit aus – sie sind sehr individuell gezeichnet und ihre Gesichtszüge und –ausdrücke spiegeln zudem



ihre Persönlichkeit wieder. Im Nachwort berichtet die Künstlerin auch von ihren Recherchen in Nagasaki, wo sie das historische Restaurant Kagetsu besichtigte, in dem sich einst ein Edelbordell befand. Dr Thorn, der europäische Arzt, beruht auf der historischen Figur des Antonius Franciscus Bauduin, der tatsächlich in Nagasaki japanische Studenten in westlicher Medizin unterwies.

Der Titel beweist ebenfalls die literarische und historische Sorgfalt, mit der Takahama bei der Konzeption ihres Mangas vorgegangen ist – im Original lautet der Titel *Chou no Michiyuki*, was sich auf den Titel des 5. Aktes eines Kabuki-Stücks namens *Keisei Yamato Zoushi* bezieht. Ein Michiyuki ist ein Kabuki-Stück, das komplett als Tanz aufgeführt wird und oft die Reise zweier Liebender, meist in den Tod, darstellt. Chou, der Schmetterling, gilt im Japanischen als Symbol für die Seele. In dem Kabuki-Stück, auf das sich *Die Letzte Reise der Schmetterlinge* bezieht, geht es um zwei Liebende, deren Familien miteinander im Streit liegen und die daher nur den Tod als Ausweg sehen, um in wiedergeborener Form als Schmetterlinge zusammen sein zu können. Zwar ist die Handlung des Mangas nicht unbedingt ähnlich, aber auch hier geht es um Liebende, die im Leben nicht mehr zusammen sein können und auf die Vereinigung im Tod warten.

Die letzte Reise der Schmetterlinge ist eine spannende und emotional mitreißende Reise in die japanische Vergangenheit, die ihre Charaktere und insbesondere die Hauptperson Kicho auf ihren Seiten lebendig werden lässt und zudem wichtige Themen der japanischen Literatur aufgreift.
[bettina burger]



Ko Machida: Vom Versuch, einen Glücksgott loszuwerden. Zwei Erzählungen. a.d. Japanischen von Katja Cassing & Jürgen Stalph. cass 2016 · 176 S. · 22.00 · 978-3-944751-09-2
★★★★

Die beiden Erzählungen in Ko Machidas *Vom Versuch, einen Glücksgott loszuwerden* sind voll von allerlei absurden und grotesken Ereignissen, die in ihrer Folge beinahe fantastisch wirken, auch wenn jedes einzelne von ihnen – zumindest theoretisch – durchaus passieren könnte. Ihre Protagonisten sind exzentrisch bis zwielichtig – jedenfalls keine durch und durch respektablen Japaner, was aber in Anbetracht der Tatsache, dass der Ko Machida einst Punkrocksänger war und daher womöglich selbst kein gewöhnliches Leben geführt hat, nicht weiter verwunderlich ist.

In *Vom Versuch, einen Glücksgott loszuwerden*, der titelgebenden Erzählung des Bandes, geht es um Masayuki Kusunoki, einen ehemaligen Musiker, der mittlerweile arbeitslos ist, von seiner Frau verlassen wurde und sich überwiegend durch die finanzielle Unterstützung seines Freunds Kikuchi über Wasser hält, der als Student wiederum von seinen Eltern unterstützt wird. Er hat einen Glücksgott, einen *Daikoku*, dessen Anblick ihm zunehmend missfällt – vor allem, weil er



sich allmählich darin wiederfindet: „hängende Lider, Hamsterbacken, feistes Kinn, und mitten-drin in diesem Teig ein einziges Augen- und Nasen-Geklumpe“ (S. 9), so sieht er nach Jahren des Alkoholmissbrauchs aus und ähnelt damit der Daikoku-Figur. Deswegen will er den Daikoku loswerden und zuerst scheint es, als wären seine glücklosen Versuche den Glücksgott verschwinden zu lassen, die Haupthandlung, doch dann hat Kikuchi plötzlich kein Geld mehr und die beiden Taugenichtse heuern zuerst bei einem Secondhandladen an. Kurz danach werden sie Mitglieder eines chaotischen Filmteams, mit dem es sie in die Provinz verschlägt... Diese zufällig aneinandergefügte Reihe an Ereignissen wirkt unzusammenhängend und surreal, ohne dass eine wirklich zielführende Handlung zu erkennen ist, was aber auch einen Teil des Charmes von *Vom Versuch, einen Glücksgott loszuwerden* ausmacht.

Ähnlich surreal geht es auch in *Flussbettlibrett* zu. Protagonisten sind hier Goro Yodogawa und der namenlose Ich-Erzähler, die zu Beginn gemeinsam in einer Nudelsuppenbar arbeiten, bis die streitbare (und faule) Hamako Amada angestellt wird und die eingespielte Teamarbeit der beiden durcheinander bringt. Nach einigen abstrusen Zwischenfällen muss der Erzähler kündigen und für eine Weile in einer durch Goro vermittelten, ziemlich heruntergekommenen Wohnung untertauchen. Dann kündigt auch Goro und durch eine Reihe von Zufällen kommt es dazu, dass die beiden die Asche des Vormieters der heruntergekommenen Wohnung in seine Heimat zurückbringen sollen – auch das klappt natürlich nicht wie geplant...

Machidas Erzählungen stehen in der Tradition des *Rakugo*, einer mündlichen Erzählform, bei der ein einzelner Erzähler auf einer Bühne eine meist komische Geschichte erzählt – Dialoge zwischen zwei oder mehreren Personen sind dabei besonders wichtig, was sich auch in den beiden Erzählungen aus *Vom Versuch, einen Glücksgott loszuwerden* widerspiegelt, denn in beiden Geschichten sind Passagen enthalten, die nur aus wörtlicher Rede der jeweiligen Hauptfiguren bestehen. Auch sprachlich macht sich die Inspiration durch Rakugo bemerkbar, denn die Ich-Erzählung ist teilweise als Dialog mit dem Leser geschrieben – auch wenn sich umgangssprachliche Wendungen mit extrem langen Sätzen von komplexer Syntax abwechseln. Hier stellt sich die Frage, ob dies sich im Original ebenso verhält oder ob es sich um eine Entscheidung der Übersetzer handelt.

Die Übersetzung fällt besonders am Anfang von *Vom Versuch, einen Glücksgott loszuwerden* auf: Hier hat es sich der Erzähler zum Ziel gesetzt, dem Leser Kalauer zu erzählen – als Strafe dafür, dass er ihm keinen Whisky gibt. Nun sind ‚Kalauer‘ wie viele Witze sicher schwer zu übersetzen, aber die Tatsache dass sämtliche Witze äußerst europäisch wirken, fällt dem Leser direkt ins Auge und man fragt sich doch, was im japanischen Original tatsächlich steht. „Wer umfällt, tut sich Fehmarn. Blödkoppenhagen! Sag das noch Malta! Immer schön Halblangeoog!“ (S. 7) – zwar ist es nicht unmöglich, dass der japanische Erzähler mit europäischen Orten witzelt, aber wahrscheinlicher ist es wohl, dass hier eigentlich mit japanischen Orten gespielt wird... Generell ist die Übersetzung gerade der ersten Erzählung ein wenig inkonsistent – zuerst ist vom „Herr[n] Daikoku“ (S. 10) die Rede, ein paar Seiten später dann von „Kusunoki-san“ (S. 12) und dann wieder von „Frau Kusunoki“ (S. 13). Da hätte man sich etwas mehr Übereinstimmung gewünscht. Davon abgesehen scheint die Übersetzung gut zu sein und liest sich flüssig – die langen und verwickelten Sätze sind bei beiden Übersetzern zu finden, geben also wahrscheinlich Machidas japanischen Stil wieder. Dabei wirken die Erzählungen nicht zu ‚exotisch‘, so dass Japan als völlig



fremd und für den Westen seltsam wirkte, sondern eben ‚allgemeingültig‘, zeigen aber dennoch ihren kulturellen Hintergrund, wenn etwa Zimmergrößen in Tatami-Matten angegeben werden und von den japanischen Beerdigungsriten berichtet wird.

Die männlichen Figuren sind gerade in ihrer Fehlbarkeit sympathisch – oftmals bemüht, aber eigentlich faul, richtungslos, eitel und sehr ich-bezogen, aber dennoch witzig und nicht unterzukriegen. Die Dynamik zwischen dem älteren und jüngeren Freund ist in beiden Erzählungen gleich – beide sind ähnlich verantwortungslos und unreif, auch wenn die Figuren in *Flussbettlibrett* trotz ihren absurden Erlebnissen ein wenig vernünftiger wirken. Auch die Frauenfiguren ähneln sich in beiden Geschichten sehr, leider jedoch auf sehr unschmeichelhafte Weise. Frauen, so scheint Machida es darstellen zu wollen, sind eitel, albern, herrisch und gefährlich – vor allem aber scheint es ihr Ziel zu sein, die gestandene Männerfreundschaft der Protagonisten aus dem Gleichgewicht zu bringen. Nun sind Machidas Erzähler keinesfalls verlässlich, so dass man auch die Beschreibung der Frauen nicht unbedingt für bare Münze nehmen muss; dennoch bleibt ein etwas unangenehmer Nachgeschmack.

Vom Versuch, einen Glücksgott loszuwerden nimmt den Leser auf groteske und abenteuerliche Reisen mit – man ist versucht, an einen Road Movie zu denken – und erheitert durch allerlei abstruse Ereignisse. Tiefgang sucht man hier vergeblich, aber das ist auch gar nicht das Ziel Machidas, denn schließlich steht auch bei einem Rakugo die Komik oftmals im Vordergrund. [bettina burger]

Inhalt

(1)	Durian Sukegawa: DuMont 2017.....	2
(2)	Yumoto Kazumi: Am Ende des Sommers. Ein Roman aus Japan. Baobab 2017	3
(3)	Jiro Taniguchi: Ihr Name war Tomoji. Carlsen 2016.....	5
(4)	Johanna Hohnhold: Sadako. Ein Wunsch aus tausend Kranichen. Aladin 2017	6
(5)	Durian Sukegawa: Kirschblüten und rote Bohnen. Dumont 2016.....	8
(6)	Ando Mikie: Der Mond zu Gast. Baobab 2011	9
(7)	Haruki Murakami: Von Beruf Schriftsteller. Essays. Dumont 2016	11
(8)	Jeahouk Cha & Eunyoung Choi: Herr Stumm. àbac 2017.....	12
(9)	Kan Takahama: Die letzte Reise der Schmetterlinge. Carlsen 2017	14
(10)	Ko Machida: Vom Versuch, einen Glücksgott loszuwerden. Zwei Erzählungen. cass 2016.....	15